

(Nachdruck verboten.)

9) Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Es war eines der Gastzimmer, in dem Pabel sich befand, und seine Augen hatten, so lange sie offen standen, eine Bracht wie diejenige, die ihn hier umgab, nicht erblickt. Seidenzeug, grün schillernd wie Katzenaugen, hing an Fenstern und Türen in so reichen Falten, wie der neue Sonntagsrock Winskas sie warf, und mit demselben Stoff waren große und kleine Bänke, die Lehnen hatten, überzogen. An den Wänden befanden sich Bilder, das heißt eingerahmte Dunkelbraune Flecken, aus denen aus verschiedenen Stellen ein weißes Gesicht hervorschimmerte, eine fahle Totenhand zu winken schien. Ein großer Schrank war da, dem Altar in der Kirche sehr ähnlich, und am Fensterpfeiler ein Spiegel, in dem Pabel sich sehen konnte in seiner ganzen lebensgroßen Berühmtheit. Als er hineinblickte und dachte: „So bin ich?“ bewahrte er über seinem Kopf ein seltsames Ding. Ein flacher eiserner Kübel schien's, aus dem goldene Arme herausragten, und der mit einem äußerst dünnen Seilchen an der Decke befestigt war. Pabel sprang sogleich davon und betrachtete das böse Ding miträusch aus der Entfernung. Es schien keinen anderen Zweck und auch keine andere Absicht zu haben, als auf die Leute, die so unvorsichtig waren, in-sein Bereich zu treten, niederzustürzen und sie zu erschlagen.

Nach kurzer Zeit ließen sich Schritte auf dem Gange hören; die Tür wurde geöffnet, und die Baronin trat ein. Sie ging mühsam auf den Stoc gestützt, war sehr gebeugt und blinzelte fortwährend. Fast auf den Fersen folgte ihr, tief bekümmert, die spärlichen Haare so zerzaust, als hätte er eben in ihnen gewühlt — der Schulmeister. Sein ungeschickt fabriges Benehmen fiel sogar dem schlechten Beobachter Pabel auf.

„Wohin belieben Euer Gnaden sich zu setzen?“ fragte der Alte, schoß dienstfertig umher und rückte die Sessel auseinander, um der Frau Baronin den Ueberblick und somit die Wahl zu erleichtern.

„Lassen Sie's gut sein, Schullehrer,“ sagte sie ärgerlich, nahm gerade unter dem Kronleuchter mit dem Rücken gegen die Fenster Platz, legte den Stoc auf ihren Schoß und gab Pabel Befehl, näher zu treten.

Er gehorchte. Der Lehrer jedoch stellte sich hinter den Sessel der gnädigen Frau, und über ihren Kopf hinweg bedrohte er abwechselnd den Delinquenten mit Blicken des Ingrimms oder suchte ihn durch Mienen, die tiefste Wehmut ausdrückten, zu erschüttern und zu rühren.

Die Baronin hielt die Hand wie einen Schirm an die Stirn und sprach, ihre rotgeränderten Augen zu Pabel erhebend: „Du bist groß geworden, ein großer Schlingel. Als ich Dich zum letztenmal gesehen habe, warst Du noch ein kleiner. Wie alt bist Du?“

„Sechzehn Jahre,“ erwiderte er zerstreut. Das eiserne Ding an der dünnen Schnur nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Ihr Geist sah er's herunterfallen und die Frau Baronin auf ihrem Richterstuhl zu einem flachen Kuchen zusammenpressen.

Diese nahm wieder das Wort: „Schau nicht in die Luft, schau mich an, wenn Du mit mir redest. . . Sechzehn Jahre! . . . Vor drei Jahren hast Du mir meine Kirchen gestohlen, heute erwürgst Du mir meinen guten Pfau, der mir, das weiß Gott, lieber war als mancher Mensch.“

Der Lehrer erhob seine flehend gefalteten Hände und gab dem Burschen ein Zeichen, diese Gebärde nachzuahmen. Pabel ließ sich aber nicht dazu herbei.

„Warum hast Du das getan?“ fuhr die Baronin fort. „Antwort!“

Pabel schwieg, und der alten Frau schoß das Blut ins Gesicht. Erregten Tones wiederholte sie ihre Frage.

Der Junge schüttelte den Kopf; aus seinem dichten Haargeflecht hervor glitt sein Blick über die Bünnende, und ein leises Lächeln kräuselte seine Lippen.

Da wurde die Greisin vom Born übermannt

„Frecher Bubl!“ rief sie, griff nach ihrem Stoc und gab ihm damit einen Streich auf jede Schulter.

Nun ja, dachte Pabel, wieder Prügel, immer Prügel. . . und er richtete einen stillen Stoßseufzer an das eiserne Ding: Wenn du doch herunterfallen, wenn du ihr doch auf den Kopf fallen möchtest!

Habrecht machte hinter dem Rücken der Baronin ein Kompliment, in dem sich Anerkennung ausdrückte: „Euer Gnaden haben dem Holub Pabel eine spürbare Zurechtweisung gegeben,“ bemerkte er. „Das war gut; eine sehr gute Vorbereitung zum Verhör, das ich jetzt mit Eurer Gnaden Erlaubnis vornehmen will.“

Der alten Frau war nach ihrer Gewalttat nicht wohl zumute. Sie hatte ihren Born auf einmal ausgegeben und lag nun im Bann eines leidigen Gefühls: einer grämlichen, sentimentalischen Entrüstung. „Was ist da zu verheören?“ sprach sie; „der schlimme Bubl hat mir meinen Pfau erwürgt und will nicht sagen, warum, weil er sonst sagen müßte: aus Bosheit.“

„So ist es! o gewiß!“ bestätigte der Lehrer. „Dem armen Pfau fehlten, als man ihn tot auffand, seine letzten Schwanzfedern, die hat der schlechte Bubl ihm gewiß ausgerupft — aus Bosheit!“

„Das ist nun wieder albern, Schulmeister!“ fiel die Baronin ärgerlich ein. „Wenn der Junge — wie schon viele andere dumme Jungen vor ihm — meinem armen Pfau nur Federn ausgerupft hätte, wäre das noch kein Zeichen von Bosheit — Dummheit wäre es gewesen und Dieberei.“

„O wie wahr!“ entgegnete Habrecht. — „Dummheit und Dieberei. So ist es und nicht anders, Euer Gnaden.“

„Ist es so! wer weiß es?“

„Ganz recht, wer . . . außer — Euer Gnaden, die sogleich Nicht in die Sache gebracht haben. Federn ausgerupfen? Ei, ei, ei! Um Federn war's dem Buben zu tun, dadurch hat er den Pfau gereizt und einen Kampf herbeigerufen, indem das gute Tier gefallen ist.“

Wie der Nabe Obins an das Ohr des Gottes, neigte sich Habrecht an das Ohr der Baronin und flüsterte: „Nicht ohne an dem Feind Spuren seiner Tapferkeit zu hinterlassen. Geruhen sich zu überzeugen, die Stirn des Buben ist zerhackt und voll Blut.“

„So? Ja — mir scheint so . . .“

„Sprich, Holub Pabel!“ rief der Lehrer sich wieder richtend, „entschuldige Dich. Um die Federn war's Dir dummen Jungen zu tun, eine böse Absicht hast Du nicht gehabt.“

„Sprich!“ befahl auch die Baronin. „Hat Dich jemand zum Raub der Federn angestiftet? Denn im Grund“ setzte sie nach kurzer Ueberlegung hinzu, „was solltest Du mit ihnen?“

„Freilich, was? ein solcher Bettler, mit Pfauenfedern . . .“

Jedesmal, wenn das Wort Feder ausgesprochen wurde, überrieselte es den Burschen; als ihm aber der Lehrer nun mit der bestimmten Frage zu Leibe ging: „Wer hat Dich angestiftet? war's nicht die saubere Winskas?“ da überkam ihn eine Todesangst vor den schlimmen Folgen, die dieser Verdacht für die Tochter des Hirten haben könnte, und fest entschlossen, ihn abzuwenden, sprach er mit dumpfer Stimme: „Es hat mich niemand angestiftet; ich hab's aus Bosheit getan.“

Die Baronin stieß ihren Stoc heftig gegen den Boden und erhob sich: „Da haben Sie's,“ sprach sie zum Schullehrer, „da hören Sie ihn . . . den geben Sie auf, der ist verloren.“

„Erbarmen sich Euer Gnaden!“ flehte der Alte. „Glauben Sie ihm nicht. Der unsinnige Tropf läßt sich zum Schelm; der Tropf weiß nicht, was er tut, Euer Gnaden!“

Sie winkte ihm zu schweigen und trat dicht an Pabel heran. Ihre müden Augen moßen den Wildling mit traurigem Ausdruck: „Und das ist der Bruder meines lieben Kindes,“ sagte sie tief aufseufzend. „So oft das Kind an mich schreibt, und so oft ich es sehe, fragt es: wie geh't meinem Pabel? wann wird mein Pabel zu mir kommen? . . . Es weiß, daß ich mit ihm nichts zu tun haben will; ich

Habe es erklärt und bleibe dabei; aber es fragt doch das Kind . . .

Babel war zusammengefahren, er riß die Augen weit auf, seine Nasenflügel bebten: „Welches Kind? — die Milada?“

„Wann wird mein Babel zu mir kommen?“ wiederholte die Baronin erregt und gerührt und mit den Tränen kämpfend. „Aber kann ich Dich zu ihr schicken, Dieb, schlechter Bub, Schlechtester im Dorfel . . . kann ich denn?“

„Schicken Sie mich,“ sagte Babel leise.

Der Lehrer zog die Schulter in die Höhe, schob die Kinnlade vor und machte ihm die eindringlichsten Zeichen: „Haben Euer Gnaden die Gnade, ich bitte untertänigst, Euer Gnaden so spricht man.“

Babel aber zermarterte seine verschränkten Finger; seine Brust hob sich keuchend; mit einem trocknen Schluchzen sprach er noch einmal: „Schicken Sie mich.“

Die Baronin wandte sich dem Lehrer zu: „Es scheint ihm Eindruck zu machen.“

„Es macht ihm einen außerordentlichen Eindruck. Euer Gnaden haben das Rechte getroffen mit diesem weisen Beschluß . . .“

„Beschluß? von einem Beschluß ist noch gar nicht die Rede.“

Den Einwand überhörend, fuhr der Lehrer fort: „Das unschuldige Kind wird besser als irgend wem auf sein Gemüt zu wirken verstehen, das Kind . . .“

„Das Kind,“ fiel die Baronin ein, „ist der Stolz und der Liebling des Klosters.“

„Sehen Euer Gnaden! . . . Und was könnte für den verwahrlosten Jungen heilsamer und aneifernder sein, als der Anblick seiner wohlgerathenen Schwester, als ihr Beispiel, ihre Ermahnungen?“

„Vielleicht,“ entgegnete die alte Dame nachdenklich.

„Und so wollen wir es denn in Gottes Namen versuchen . . . Ein letztes Mittel. Schlägt es fehl, dann — mein Wort darauf: bei seiner nächsten Uebelthat kommt er nicht mehr vor mein — sondern vor das Bezirksgericht.“

„Hörst Du's?“ rief der Lehrer, und Babel murmelte ein ungerechtfertigtes „Ja“. In Wirklichkeit wußte er nicht, was und ob überhaupt gesprochen worden war, seitdem man ihm Hoffnung gemacht hatte, daß er seine Milada wiedersehen solle. Das unerreichbare Ziel seiner jahrelangen Sehnsucht stand plötzlich nahe vor ihm; sein heißester, in tausend Schmerzen ausgegebener Wunsch war ihm auf das unerwartetste erfüllt. Das Herz hüpfte ihm im Leibe; ein Juchzer, den er nicht unterdrücken konnte, drang aus seiner Kehle; er wendete sich auf Fersen: „Und jetzt geh ich zur Milada!“ sagte er.

„Galt!“ rief die Baronin, „bist närrisch? So ohne weiteres geht man nicht zur Milada. Jetzt tröstst Du Dich nach Hause, und am Samstag kommst Du ins Schloß und helst einen Brief für die Frau Oberin ab. Den wirst Du ins Kloster tragen und bei der Gelegenheit vielleicht Deine Schwester zu sehen bekommen.“

„Gewiß! ich werde sie gewiß zu sehen bekommen — wenn ich nur einmal dort bin!“ sprach Babel und schürzte mit einer unwillkürlichen Bewegung die Ferkel auf.

„Nicht gar zu viel Zuberzucht,“ beriefte die Baronin. Sie war müde geworden und schickte sich an, ihren früheren Platz wieder einzunehmen. Da sprach Babel auf sie zu, schob sie hastig zur Seite und den Rehnstessel aus dem Bereich des Kronleuchters hinaus: „So,“ rief er, „jetzt sehen Sie sich.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Gemeinde-Älter.

Von R. Konopnida.

Der Älter marschirt. Seine steifen Füße krümmen sich gar nicht; er erhebt sie wie Stöcke, mit ungeheurer Anstrengung, und läßt sie sinken, indem er verzweifelt mit den Händen die kranken und angeschwollenen Knie drückt. Inzwischen wird, wie zum Kerger, der Saal immer länger, dehnt sich immer weiter, die Türe flieht von dannen, die Wände nehmen eine furchtbare Tiefe an. Dem alten Kunz scheint es, daß er niemals, niemals bis dahin gelangen wird. Aber er fühlt, daß aller Augen auf ihn gerichtet sind, daß die Gemeinde auf ihn blickt. Er drückt die Zähne zusammen und erhebt wieder seine steifen, schweren Beine.

Plötzlich bleibt er stehen, und seine Augenlider erweitern sich, der stiere Blick richtet sich auf die Türe. Dort, unter einem Häuflein von Köpfen, sieht er den Kopf seines Sohnes.

Das hatte er nicht erwartet. Nein, nein! Das nicht . . . In einer dunklen Rote schießt ihm der Rest des Blutes aus dem Herzen ins Gesicht.

Er hört nicht das Gelächter der Leute, er hört nicht die Stimme des Herrn Rat, der ihn auf seinen Platz zurückruft. Er sieht nur seinen Sohn.

Wie gebannt blickt er ihn an, und beginnt zu zittern, wie vor einer großen, großen Kälte. Alle seine alten Knochen bebten. Das zuckende Gesicht erblaßt, wird weißer und immer weißer, sehr, sehr weiß. Auf der Stirne entsteht eine seltsam harte und strenge Furchung; die Augen flammen auf und erlöschen wieder. Trostlos, starr und sorgenvoll blicken sie mit Staunen und Angst in das Gesicht des Sohnes. Nein, nein, er will nicht, daß der Sohn ihn bei der Gemeinde legitime . . . Er will nicht . . .

Er schrumpft zusammen, entfernt die Hände von den Knien und hält sie schützend vor. Nein, nein. Er fürchtet sich, er will nicht . . .

Aber der Amtsdienner tritt heran und faßt ihn beim Arme. Was, zum Teufel? Was steht er da in so dumpfer Haltung? Sieht er nicht, daß die Behörde wartet? Geschwind, vorwärts!

Aber der alte Wunderli ist in diesem Augenblick so schwach, ach so schwach wie ein Kind. Er kann sich förmlich nicht rühren. Seine Füße wanken, die Zähne klappern, das Haupt wackelt wie ein Herbstblatt. Der Amtsdienner stößt ihn von hinten und stützt ihn auch unmerklich; der Alte würde sonst vielleicht umstürzen. Im Geiste hegt er nur geringe Hoffnung, daß die Gemeinde dem Alten so leicht los werden könnte. Jetzt merkt er, daß das Rastermesser, das Halstuch und der Oberrock zu nichts genützt haben, ganz und gar nichts.

„Geschwinder!“ ruft ungeduldig der Herr Rat.

Kunz Wunderli befinnt sich ein wenig und steht schon wieder auf seinem Platze. Der Platz ist gut gewählt. Durch das weitgeöffnete Gartenfenster fällt auf den Alten das volle goldene Sonnenlicht. In diesem Lichte nimmt sein abgestorbenes Gesicht etwas Leben an. Auf seinem kahlen Schädel spielt der Abglanz des heiteren, blauen Wetters. Die leblosen Augen erheben sich und bleiben irgendwo weit draußen an dem sonnigen, blauen Himmelszelt hängen.

Wer weiß? Vielleicht wäre es gar nicht schlecht, wenn der Sohn ihn bei der Versteigerung erhielte. Wer weiß. Die Schwiegertochter ist böseartig und geizig, das ist wahr. Und die Entel . . . er könnte täglich die Entel sehen . . .

Die Augen des Alten werden feucht, der Blick weich und rührungsvoll. Auf seinen Lippen zittert ein unausgesprochenes Wort, die große, strenge Furchung auf der Stirne glättet sich und verschwindet.

In diesem Augenblick sieht er entschieden nicht mehr als vierundsechzigjährig aus. Die Interessierten werden dadurch lebhafter.

„Nicht allzu fest auf den Beinen!“ sagt der Bäcker Lorde.

„Was, nicht fest?“ protestiert jemand an der Bank.

„Er könnte uns alle überspringen!“ fügt ein anderer hinzu.

„Ein Rordskerl, dieser Alte!“ ruft ein dritter.

„Wie denkt Ihr, Schwager?“ fragt halbblau der Lödi-Mayer seinen Nachbar.

„Ja, ich möcht ihn nehmen. Schwach auf den Beinen, aber in der Werkstätte könnt' er sich nützlich machen.“

„Möchte dieses Knochenbündel keines Blickes würdigen, wenn hier ein anderer wäre“, sagt Döbbl.

„Na, ja, zu Hause kann so was auch von Nutzen sein,“ tröstet Kitzling.

Der Herr Rat mustert die Anwesenden scharf. Der Moment scheint ihm geeignet, die Visitation zu beginnen. Ohnehin zieht sich diese Geschichte allzu lange hin. Es gibt zu viele Neugierige hier.

Er zieht die Uhr und vergleicht sie mit der Wanduhr, dann winkt er dem Amtsdienner und ruft mit fester Stimme:

„Meine Herren, kommen wir zu Ende! Der von der Wohlthätigkeitssektion vorgestellte Kandidat verdient durchaus Ihre Aufmerksamkeit! Er ist gesund, nicht zu alt, hat noch genug Kräfte und ist zu jeder leichteren Arbeit im Hause tauglich. Wer von den Herren respektiert? Und gegen welche Summe?“

Nach diesen Worten des Herrn Rat wird es still. So mancher berechnet im stillen den Nutzen der Aushilfe und die mögliche Höhe der Summe.

Sprängli rührt sich und tritt von einem Fuße auf den andern. Das bemerkt der Herr Rat, und indem er nach der Seite des Seildrehers eine höfliche Verbeugung macht, ruft er:

„Meine Herren, Herr Sprängli beginnt. Herr Sprängli, bitte. Wieviel würden Sie verlangen, dafür, daß sie den Kandidaten in Ihr Haus nähmen?“

„Zweihundert Franken!“ ruft der Seildreher und bricht ab, unsicher, ob er nicht allzu wenig gefordert.

„Was? Zweihundert Franken?“ fragte der Rat, Staunen heuchelnd. Dann machte er eine kurze Pause. „Meine Herren, nichts wäre für mich angenehmer, als ein derartiger Zustand unsrer Finanzen, der uns solche kolossale Ausgaben ermöglichen würde. Da dem aber leider nicht so ist, müssen wir das berücksichtigen und mäßiger Summen aussetzen. Ueberlegen Sie doch, Herr Sprängli. Meine Herren, haben Sie die Zähne des Kandidaten gesehen? Das ist ein sehr kräftiger Mann.“

„Was nützen die Zähne,“ bemerkt der Gastwirt von Mainau, „um so schlimmer, wenn sie gesund sind. Wenn der Alte zu essen beginnt, werde ich ihn nimmer vollstopfen, und zur Arbeit wird er nicht auslangen.“

„Ach, das ist keine Sorge, wir werden ihn schon aufzumuntern wissen!“ spricht der Kagi, indem er mit seinem schielenden Auge blinzelt.

„Meinen Sie mich?“ erwidert der Gastwirt. „Ich kann keinem Kinde ein Haar krümmen.“

„Na, na,“ versetzt der Kagi, „Ihr könntet mit ihm wie mit einem Knechte adern.“

„Wofür haltet Ihr mich? Seiße ich denn Probst?“

„Weide begannen zu lachen.“

„Wer weiß, ob auch Probst schuldig ist,“ ruft Kifling, „Der Alte betrannt sich vielleicht.“

„Weileibe, ich hab' ihn niemals betrunken gesehen,“ bestreitet Lorsche.

„Aber das war ja gar nicht Probstens Werk, sondern das seines Weibes. Das Weib ist eine Schlange...“ bemerkt jemand an der Bank.

„Das Weibsbild kommt direkt aus der Hölle,“ fügt ein anderer hinzu.

„Wer von beiden immer daran schuldig sei,“ sagte Sprüngli, „genug, der alte Hänzli hat sich bei ihnen erhängt.“

„Dem muß es aber dort süß gewesen sein.“

„Was?“ protestierte der Schlächtermeister Wallauer. „Werd' ich einen solchen ernähren, Kleiden, ihm Obdach gewähren, bloß für den kümmerlichen Groschen, den die Gemeinde bezahlt, und werde nicht dürfen ihn zur Arbeit antreiben?“

„Nun ja... aber immerhin...“

„Meine Herren,“ unterbricht der Rat. „Wir müssen die Angelegenheit zu Ende führen. Die Zeit der Anispersonen ist beschränkt. Herr Sprüngli offeriert zweihundert Franken. Wer von den Herren lizitiert in minus?“

Schweigen.

„Wer von den Herren lizitiert?“ fragt der Rat wiederholt.

„Herr Sprüngli, überlegen Sie, bitte.“

„Ich hab's schon überlegt,“ antwortet Sprüngli. „Um weniger als zweihundert Franken kann ich nicht.“

Der Herr Rat wendet sich von ihm ab.

„Wer bietet, meine Herren? Wer bietet?“

„Hundertfünfundachtzig nehme ich,“ spricht der Väter Lorsche langsam, die Silben dehnend. „Aber er muß wenigstens diesen Winter über in seinen eignen Kleidern gehen, bei mir ist's warm.“

Der alte Wunderli blüht sich an, dann blüht er im Saale umher und beginnt plötzlich am ganzen Leibe zu zittern. Es ist ihm, als dränge der Frost schon bis zu seinen Knochen. In seinen eignen Kleidern? Was für Kleider hat er denn? Hat er jemals auf Kleider verdienen können? Kaum daß er aufs Brot verdiente und auch das nur mit großer Mühe und knapper Not. Eine Leinwandbluse, sonst nichts. Wie soll man darin überwintern? Was ist das für eine Kleidung?

„Hundertachtzig unter der gleichen Bedingung,“ ruft mit dider Stimme Döböl, der Besitzer eines Weinberges.

„Unter derselben Bedingung?“ denkt der alte Kunz, und seine armen Beine beginnen immer heftiger zu bebren. Du barmherziger Gott! Wozu da allerlei Bedingungen? Steht er nicht hier wie ein Lazarus vor den Menschen? Wozu da noch Bedingungen?

Nach der Erklärung Döböls wird es wieder still. Der Herr Rat steht wie auf Steadnen.

Eine Weile spielt er mit seiner Korallenperlode, dann zwingt er sich zu einem höflichen Ton und spricht:

„Vorwärts, meine Herren, vorwärts! Wer bietet?“

„Hundertfünfundsiebzig!“ ruft Tödi-Mayer mit Nachdruck. Er braucht unumgänglich einen Knecht. Im Hause brennt es förmlich, so viel ist zu tun da.

(Fortsetzung folgt.)

Religion und Kultus der Chinesen.

II. Der chinesische Ahnenkult.

Einen vortrefflichen Beitrag zur Religionsgeschichte und insbesondere eine beweiskräftige Bestätigung der von uns im ersten Artikel kurz skizzierten ethnologischen Religions-theorie hat der Berliner Sinologe Wilhelm Grube geliefert, ein guter Kenner Chinas, besonders seiner Literatur. Aus Vorträgen, die der jetzt Verstorbene im Winter 1903/04 an der Berliner Universität gehalten, hat unter Benutzung seiner sonstigen Arbeiten Johannes Moser ein Buch zusammengestellt: „Religion und Kultus der Chinesen“ (Leipzig, Rudolf Haupt, 200 Seiten, 3 Mark). Die Schrift ist uns deshalb so wertvoll, weil Grube keineswegs die Nichtigkeit unserer Ansichten beweisen will, — im Gegenteil bezweifelt er sie stellenweise. Er hat von allgemeiner Religionsgeschichte überhaupt nur sehr mangelhafte Begriffe, wie die meisten Spezialisten, und konstatiert daher nur, was er gelesen und beobachtet hat. Er erzählt deshalb auch ein wenig kurbulent, reißt ab, was logisch und historisch zusammengehört, auseinander. Aber das kann uns gleich sein, da wir uns nur an die von ihm konstatierten Tatsachen halten, die wir für unsere

Zwecke ja oft glossieren und durch die Beobachtungen und Forschungen Dritter ergänzen müssen. Zu letzteren gehört insbesondere B. Navarra, der zwanzig Jahre geschäftlich in China tätig war. („China und die Chinesen“, 2 Bände, Bremen 1901.)

Das zahlreiche und schon seit Jahraufenden in seinen oberen Klassen nicht mehr auf der untersten Stufe der Kultur stehende Volk der Chinesen ist — wohl teilweise wegen gewisser Masseigentumsverhältnisse, teilweise wegen seiner verhältnismäßig ruhigen geschichtlichen Entwicklung, die politische Krisen, so oft sie auch eintraten, niemals sozial auf die Volksmassen wirken ließen, jedenfalls die alte Familienverfassung nicht zerstörten — auf beinahe der untersten Stufe der religiösen Entwicklung stehen geblieben. Es hat sich insbesondere keine allgemeine, mit staatlicher Autorität ausgestattete Priestererschaft entwickelt, und so steht das 300 Millionen-Volk heute religiös zum Teil noch unter dem afrikanischen Neger. Eine „Mythologie“ hat der Chinese nie gehabt, sondern nur Märcen- und Zaubererzählungen von einzelnen Göttern. Von einem Herabstinken von einer höheren Stufe kann natürlich hier gar nicht die Rede sein; es findet sich nicht der geringste Rest einer sogenannten höheren Auffassung im Volke als der derzeitigen. Eine Anzahl spezifizierter Götter hat sich zwar im Laufe der Jahrtausende eine teilweise Geltung verschafft, die Grundlagen des chinesischen Volksglaubens beeinflussten sie jedoch in keiner Weise. Auch die sogenannten „drei Lehren“, nämlich die des Konfuzius, Laotse und Buddha, die ursprünglich keine Religionen, sondern Philosophien sind, haben den chinesischen Volksglauben nicht verbessern können, sondern sind von ihm verschleiert worden.

Freilich ist Grube wohl der erste, der uns über die Religion der Chinesen ein teilweise richtiges Licht aufstreckt. Ueber sie haben schon viele berichtet. In die Religionsentwicklung richtig eingereicht hat sie bereits 1884, zwar auf den Verichten Dritter fußend, aber dafür auch das ganze Gebiet mit großem Einzelwissen und genialem Blick überschauend, Julius Lippert, der Kulturgeschichtsschreiber.

Hören wir nun, was der Gelehrte Grube sagt. Die chinesische Sprache besitzt, so alt das Volk auch ist, dennoch keinen Ausdruck für unseren Begriff „Religion“ oder „Kult“ (Seite 5). Sie hat zwar das Wort li, das bedeutet aber nur: Riten, Bräuche, sowie Verordnung und bezieht sich somit auf alle Arten weltliche, besonders höfische Umgangsformen, desgleichen auch auf die mit den Göttern. Ein weiteres Wort, kiao, bedeutet speziell Lehre, Rede, Unterricht und wird auf die drei schon erwähnten Lehresysteme und auf die eingebrungenen Religionen angewandt (ye-su-kiao: Christentum), hat aber keinerlei religiösen Lebensinn. Ebenso wenig besitzt der Chinese religiöse Urkunden (Seite 14). Die alten Texte, die man mit dem Namen der heiligen Bücher bezeichnet, sind nichts weniger als religiös, und man erfährt aus ihnen über die alte Religion fast nichts. „Schon der verstorbenen Münchener Sinologe Plath hat in seiner grundlegenden Abhandlung über Religion und Kultus der alten Chinesen sehr richtig bemerkt, daß von den Chinesen daselbe gelte, was Preller von den Römern sagt: „daß wir sie in allen Sachen des Glaubens weit mehr zum Kultus und zur Religiosität als zur Mythologie und Aesthetik aufgelegt finden“. Das trifft in der Tat den Kern der Sache.“

Hieran anschließend stellt Grube fest, daß das religiöse Empfinden der Chinesen in seiner ältesten und zugänglichsten Form in den Büchern Schuknig (Geschichten) und Schiking (Lieder), beide nicht älter als das siebente und sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, sowie einigen noch jüngeren Werken „einen zweifachen Ausdruck findet: 1. in einer Art von Naturreligion, nach der das ganze Universum als von Geistern höherer und niederer Ordnung bewohnt und beherrscht gedacht wird, und 2. in der Ahnenverehrung“. Diese Anschauung ist nun freilich schon beeinflusst von der modernen Mythologie und dem vagen Ausdruck „Animismus“, den sie gern auf die niederen Religionen anwendet. Deshalb stellt Grube auch die erstgenannte Art im Range über die zweite, aber er korrigiert sich doch auch wieder, jenen „Animismus“ bekämpfend, Seite 24 und 25, wo er feststellt, daß der Chinese keinen Hang habe, sich leblose Gegenstände als persönlich und an sich belebt vorzustellen. „Nicht von Geistern besetzt ist das Universum, sondern von Geistern bewohnt und beherrscht — und darin liegt doch ein gewaltiger Unterschied! Geist und Materie sind dem Chinesen nicht ein und dasselbe, sondern scharf voneinander geschieden, nicht nur dem Wesen, sondern auch dem Range nach: nicht besetzte Materie, sondern von intelligenten geistigen Potenzen beherrschte Materie.“ — Genau so denken die anderen Ur-völker auch.

Was Grube also Naturreligion nennt, ist in der Tat so ziemlich daselbe, was wir im ersten Artikel als allgemeinen Geistes- und Seelenglauben und „Kult“ bezeichneten — die erste Stufe alles Glaubens überhaupt. Nun verstehen wir es aber auch, weil es zu erwarten war, daß die chinesische Sprache für die beiden Begriffe „Geist“ und „Gott“ keine verschiedenen Ausdrücke kennt: beide werden durch das Wort schin bezeichnet“ (Seite 27). Das ist erklärlich: Die Chinesen sind eben zur Einheit und Ausschließlichkeit unseres Gottesbegriffes noch gar nicht vorgeschritten — jeder Geist ist eben ein Gott, wenn er den Kult erhält, der ihm physisch wie im Andenken der Menschen das Leben garantiert. Es ist aber dann kein Wunder, wenn die Chinesen das Christentum einfach nicht verstehen.

Grube, mit den Methoden und Ergebnissen der allgemeinen Ethnologie nicht vertraut, zieht aus der konstatierten Tatsache weiter keine Folgerungen, weshalb wir ihn ergänzen müssen. Daß schin auch alles bezeichnet, was den Geistern eigentümlich gehört, also „heilig“ ist, ist selbstverständlich. Auffallender dürfte sein, daß der Chinese auch seinen eigenen Körper so oder als schin-tse: Geisterohn, bezeichnet. Aber da der Geist am Menschen die Hauptsache ist, jedenfalls länger lebt als der Leib, so darf uns der Ausdruck nicht wundern, ebensowenig daß der Begriff „Mensch“ durch denselben nur lautlich etwas sanfteren Ausdruck schin gegeben wird. Dieses letztere Wort bedeutet aber auch „Wissen“, was bekanntlich im Begriff mit „Geist“ identisch ist. Wir sehen also den ganzen Gedankenzusammenhang deutlicht.

(Die noch mehrfach zu berührende Tatsache, daß chinesische Worte mehrdeutig, ja vieldeutig sind, kommt daher, daß die chinesische Sprache nur einstufige Worte besitzt. Die chinesischen Hauptdialekte haben nur zwischen 400 und 500 Worte, deren jedes 100 bis 200 und noch mehr Bedeutungen hat, die aber durch vier bis acht musikalische Nuancen bei der Aussprache unterschieden werden, wozu freilich chinesische Ohren gehören. Trotzdem bleibt immer für jedes nuancierte Wort noch eine zwanzig- und mehrfache Bedeutung übrig.)

Ein älterer Ausdruck für „Geist“ ist schi; er bezeichnet auch die Großfamilie, die Existenz, das Alter, das Weltall. Wie das alles zusammenhängt, kann hier nicht ausführlich erörtert werden, — der aufmerksame Leser wird hinter manches kommen. schi ist aber auch ein Ehrenname des Kaisers; dieser ist Repräsentant aller Geister seines Reichs, „der Geist“ oder Gott schlechthin. Wo aber schi herkommt, zeigt sich dadurch, daß es mit leichter Wendung des Tons auch den Reichnam bezeichnet, den man deshalb, um Verwechslungen vorzubeugen, in der Umgangssprache ss-schi: tote Reiche, nennt. Da man die Toten schon seit unvorstelligen Zeiten in die Erde versenkte, gab es sich von selbst, unter schi nun ganz speziell die Erdgeister zu verstehen.

Ein dritter Name für den Menscheng Geist, der nach dem Tode in alles eingehen kann (Nabarra), ist k'i: Atem, was, wieder verständlich, zugleich Luft, Gas, Geruch, sodann Erinnerung, Lebenskraft bedeutet. Meist sagt man für Seele: hoang-k'i: gelber Atem. Gelb ist die Farbe Chinas, weil die gelben Lössmassen die weitesten Gebiete des Reichs bedecken, — deshalb liegt in dem Worte auch der Begriff des Großartigen, Erhabenen.

Natürlich hat der Chinese zu der unendlichen Anzahl der namenlosen und ihm unbekanntem Geister nur geringe direkte Beziehungen. Am nächsten stehen ihm selbstverständlich die Geister seiner Verwandten, besonders seine direkten Vorfahren, seine Erzeuger, Ahnen. Es läßt sich über den Ort, wo man (in alter Zeit) die abgetriebenen Seelen weisend dachte, nichts sagen; nur soviel wissen wir, daß den verstorbenen Vorfahren ein Einfluß auf das Leben und Schicksal ihrer Nachkommen zugeschrieben wurde. Da nun dieser Einfluß aber nicht nur günstiger, sondern unter Umständen auch schädigender Art sein konnte, so bemühte man sich in China zu allen Zeiten, wie das auch heute noch in genau derselben Weise geschieht, nach Kräften, ihre Günst zu gewinnen, indem man vor allem darauf bedacht war, durch regelmäßige Opferdarbringungen für das Leibliche Wohl der abgetriebenen Seelen zu sorgen. Aus dieser naiven Vorstellung von den irdischen, leiblichen Bedürfnissen der Geister der Verstorbenen erklärt sich andererseits auch der Wert, den die Chinesen auf männliche Nachkommenschaft legen: sie glauben dadurch ihre Existenz nach dem Tode sicher zu stellen, denn das Ahnenopfer darf nur vom ältesten Sohne dargebracht werden. Keine Nachkommenschaft zu haben, ist nach dem Philosophen Mengtse der höchste Grad der Pietätlosigkeit, weil derjenige, der kinderlos stirbt, nicht nur der eigenen Person, sondern auch seinen vor ihm verstorbenen Vorfahren den Genuß des Ahnenopfers entzieht und sie so dem Hunger preisgibt. Die Seelen derer, die ohne Nachkommenschaft verstorben sind, irren obdachlos und hungernd als Gespenster umher und suchen die Lebenden zu schädigen; daher sucht man auch sie durch Opfergaben zu beschwichtigen.“ (Seite 37, 38.)

Wir zitieren diese lange Stelle, weil sie nicht bloß die Grundlage der chinesischen, sondern aller Religion ausdrückt. In allen, selbst den höchsten Systemen finden sich noch meist unverstandene Bräuche, die nur auf diese Gedanken zurückgehen können.

„Soweit wir die Geschichte Chinas zurückverfolgen können, finden wir bereits die patria potestas (väterliche Gewalt) in uneingeschränkter Geltung. Nominell wird der Chinese ja mit zwanzig Jahren mündig, tatsächlich wird er es erst mit dem Tode seines Vaters. So lange dieser lebt, hat er absolute Gewalt über seine Kinder.“ (Seite 38.) „Eigentümlich“ ist dieses Verhältnis nun ja nicht. Grube weiß ja selbst, daß es auch bei den Römern bestand. Nabarra sagt, daß der chinesische Vater mit Zuziehung der Ortältesten bis zur Todesstrafe gehen kann. Das sind aber ganz biblische Verhältnisse (5. Mos. 21, 28). Wie die Ahnen die verstorbenen, so sind die Väter die lebenden Götter. Der Ahnenkult ist auf sie nicht notwendig zurückzuführen, da er ja auch dort herrscht, wo unter einfacheren Kulturverhältnissen die Kinder schnell unabhängig werden. Aber es sind ja doch die Geister, die man am besten kennt, da sie einem am nächsten stehen. Sie haben ja, wie gezeigt, selber das größte Interesse am Wohlergehen ihrer Nachkommen. Darum gewähren sie insbesondere die Witte um „langes Leben“.

Dieser Begriff liegt eben in dem Wilde des Worte! tao: Gebet (Seite 40).

Ein anderes Wort für Gebet, tschu, besteht aus den Wörtern: Geist, Mund, Mensch, bezeichnet also genau den tatsächlichen Vorgang, und ein drittes, k'i, ist gleichbedeutend mit Geist überhaupt und wird als „Glückseligkeit“ erklärt. Man sieht hier der Religion auf den Grund ihres Herzens — sie ist eine äußerst egoistische Erfindung.

Das Opfer heißt tsi (Gabe, Geschenk! schlechtthin), sein Schriftzeichen besteht aus den Elementen: Geist, Fleisch, rechte Hand (Seite 41). Es war einst nicht nur Fleisch der Tiere, das man opferte, sondern mächtige Herren empfingen auch Menschenopfer — jedoch sind diese schon in sehr alter Zeit abgelöst und durch Strohrippen ersetzt worden. Auch opferte man nicht immer nur das Fleisch, sondern auch die Seelen der Tiere — man vergrub sie dann lebendig. Heute geht infolge des Bevölkerungszuwachses der Ahnendienst einfacher im Hause selber vor sich; nur hohe Mandarinen dürfen sich eigene Ahnentempel bauen. Die Ahnen wohnen in nicht allzu großen Brettschen, die mit ihrem Namen beschrieben sind — den „Ahnentafeln“. Ihr Name schin-tschu bedeutet „Seelenstift“. Sie stehen in der besten Stube, und die Ahnen sehen so alles, was vorgeht. Man teilt ihnen auch alles Wichtige mit und opfert ihnen Speise und Räucherwerk (die katholische Kirche macht es nicht ein Haar anders). In alter Zeit trat bei wichtigen Dingen und Opfern eine Person die Ahnen, meist ein Enkel, weil (nach Nabarra) der dem Großvater am meisten ähneln soll. Diese Person hieß schi: Toten.

Ein besonderer Priesterstand hat sich für diesen Ahnendienst natürlich nicht entwickeln können — Priester ist hier, wie auch noch bei den klassischen Völkern bei ihren Hauskulten ganz allein der Familienvorsteher, der Vater, der Patriarch. Darum gibt es, wie Lippert feststellt, in China keinerlei religiöse Unterweisungen in den Schulen, darum enthält das allgemeine Normallehrbuch keinerlei religiösen Stoff. Der Glaube pflanzt sich eben einfach durch die tägliche Übung so fort, wie bei uns — der Aberglaube, der einst auch der wirkliche religiöse Glaube war.

Eng mit dem Ahnenkult hängt die Behandlung des verstorbenen Ahnen zusammen: der Totenkult, die Begräbnisbräuche. Sie sind mannigfaltig und sehr kompliziert; sie sind, besonders die pompastischen Leichenbegängnisse, schon oft beschrieben worden, ohne daß man den rechten inneren Zusammenhang erkannt hätte. Sie sind nur aus diesem zu verstehen, behandeln den Toten noch als einen Lebenden und Mitwirkenden, wie es ja einst auch bei uns war. Der Tote erhält Nahrung und Zehrgeld mit — Reis und altertümliches Aufgeld in den Mund — und wird mit Ehren wie der höchste Gott überhäuft — er ist ja ein solcher. Seinen Reichtum gibt man ihm, wie seit den ältesten Zeiten, mit ins Jenseits; heute freilich nicht mehr in natura, sondern in zierlichen Papiernachbildungen, die verbrannt werden. (Ganz entsprechend maktien die alten Ägypter ihren Toten etwas; man vergleiche deren Höhlengräber.)

Trotz alledem traute man dem Toten doch noch nicht recht; um ihn am Zurückkommen, am Spuken und Schaden zu verhindern, bindet man ihm die Beine fest zusammen (S. 187). Auch die alten Ägypter hatten diese Furcht, weshalb sie den Leichnam fest in Binden einschnürten, woraus die Mumienform entstand. Noch früher machten sie es wie andre afrikanische Völker und schnitten der Leiche resolut den Kopf ab. Ein mit allen Dingen des Weltaberglaubens Bekannter Forscher würde wohl auch noch solche Anflänge in China entdecken.

Nachdem der Körper des Toten unter die Erde gebracht ist, wird die neu angefertigte Ahnentafel in die Gruft hinabgelassen, damit die Seele nun in diese Platz nehme. Da die Religion nie gern einen einmal gefassten Gedanken wieder losläßt, so laufen in ihr Ideen nebeneinander her, die sich eigentlich ausschließen. Lippert hat diese allerwärts zu beobachtende Erscheinung das Gesetz der Kompatibilität genannt. Auch der Chinese der Neuzeit glaubt, die Seele des Verstorbenen sei zu gleicher Zeit im Grabe, in der Ahnentafel und in einem irgendwo gelegenen Himmel. Die rationalistische Spekulation gibt deshalb dem Menschen drei Seelen. (So auch Plato.)

Das Begräbnis wird mit einem großen Leichenschmaus an der Grabstätte geschlossen, — nicht in Papier, sondern in Wirklichkeit, denn der Lebende hat recht. Auch bei uns ist ja der Leichenschmaus, bei dem es recht lustig hergehen muß, die letzte Freude, die man dem Toten macht. Die Sitte ist bei uns vor der wachsenden Mudelei, die das Geld lieber in dem Kirchensäckel sieht, schon fast ausgestorben.

Bei Todesfällen gibt auch der geizige und mitleidlose Chinese Almosen; sie heißen schi-wut: Leichendinge und entsprechen dem Sinne nach ganz den christlichen Geschenken „um Gotteswillen“, eigentlich um der eigenen oder verstorbenen Seele willen, weshalb insbesondere Stiftungen noch örtlich als „Seelgeräte“ auftreten. — Leider erzählt uns Grube nicht, wie die großen Volks- und Kleinbürgermassen der chinesischen Millionenstädte ihre Toten verjoren, denn das oben Beschriebene können sich nur reiche Leute leisten. Die Armen können sich doch weder eigene Gräber anlegen noch die Särge ewig im Hause behalten. Nabarra entnehmen wir, daß an passenden gelegenen Abhängen Särge in Menge einfach hingestellt werden.